

100 Jahre freiwillige Kinderbetreuung in Basel

Autor(en): Gret Im Hof
Quelle: Basler Stadtbuch
Jahr: 1978

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/73a41aae-dff9-408a-97a9-7d3d75d8da8c>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Gret Im Hof 100 JAHRE FREIWILLIGE KINDERBETREUUNG IN BASEL

Jedes Jahr reisen 500 Basler Kinder mit Hilfe der Stiftung für Ferienkolonien in unbeschwerter, ereignisreiche Ferien. Und dies seit 100 Jahren. Im Frühjahr 1878 haben angesehene Bürger von Basel die Kommission Ferienversorgung armer, erholungsbedürftiger Kinder gegründet. Viele Basler Kinder lebten damals in bitterer Not. Die Wohnmöglichkeiten waren oft ungenügend, die Wohnungen eng, dunkel, überfüllt. Die durchschnittliche Kinderzahl in einer Arbeiterfamilie betrug 4 bis 6, häufig waren es 10 bis 14 Kinder. Viele waren blutarm, unterernährt, skrofulös

Verheissungsvoller Anfang

Die Kommission suchte und fand in Stadtnähe Bauernhöfe, in welchen besonders schwächliche Kinder wenigstens einige Wochen «in Zucht und Ordnung, in reiner Luft, bei gesunder Nahrung und viel Bewegung im Freien auf dem Land» untergebracht werden konnten. Im Gründungsjahr wurden bereits 12 Kolonien mit Kindern vom 3. bis zum 6. Schuljahr durchgeführt. Viel zu viele Kinder meldeten sich an, auch solche, deren Eltern das Kostgeld ganz oder teilweise zu bezahlen bereit gewesen wären. Die Auswahl der Kinder wurde von Lehrern und Ärzten getroffen. Ausschlaggebend für die Aufnahme waren schwache Gesundheit, materielle Bedürftigkeit und sittliches Wohlverhalten.

Die Anzahl der Ferienkinder war abhängig von den vorhandenen Geldmitteln. Die Kommission rief zu Geldspenden auf, welche das Vorhaben möglich machen sollten. Sie wies darauf hin, dass man bei der Jugend mit der Fürsorge beginnen müsse, wenn man die Quellen sozialen Elends, den Nährboden für Laster aller Arten, zum Versiegen bringen wolle. Sie bat Familienmütter, ihre wohlgefüllten Schränke zu öffnen, Armen- und Krankenvereine, zu stiften, was fleissige Frauenhände genäht und gestrickt hatten, Kaufhäuser, alte, unverkaufte Stücke an die Kinder abzugeben. Diese Bitten hatten Erfolg, und so konnten 146 Kinder in die Ferien «versorgt» werden.

Das Resultat dieses ersten Versuchs war positiv. Die Quartiere bewährten sich, jedes Kind konnte in einem eigenen, reinlichen Bett schlafen, anstatt es mit einem oder zwei Geschwistern teilen zu müssen, die Ernährung war so gut, dass alle Kinder zwei bis drei, eines sogar 7 Pfund zunahmen. Die Kinder waren «artig». Zu tadeln gab es höchstens «allzu ausgelassene Fröhlichkeit». Einige Kinder hatten Heimweh, was der Kommission zu der Feststellung Anlass gab, dass «offenbar auch in der allerärmsten Familie bei kümmerlichstem Dasein eines lieben Familienlebens nicht vergessen werde».

In den dem Gründungsjahre folgenden Jahren wurden die Kolonien ausgebaut. Die Beschaffung der Geldmittel kostete die Kom-

mission unendlich viel Zeit und Opfer, und sie zieht sich wie ein roter Faden durch die 100 Jahre bis in unsere Zeit. Es ist eindrücklich, in den Jahresberichten zu lesen, wie stark sich die Basler Bevölkerung einsetzte, um dem Werk Bestand zu sichern. Bald konnte ein Legatenfonds gegründet werden. Die Kommission schreibt im 25. Jahresbericht: «Reicher als aus allen Freudenanlässen flossen uns Legate und Geschenke aus Trauerhäusern zu, wo man daran dachte, dass gute Werke unsere besten Freunde für die Ewigkeit sind.» Freudenanlässe waren immerhin zahlreich. Konzerte, Theateraufführungen, das Zofingerkonzärtli, Wohltätigkeitsbazar fanden zu Gunsten der Ferienkinder statt und brachten willkommene Einnahmen. Unter den regelmässigen Spendern befanden sich Zünfte, Firmen, Freimaurerlogen, Sportvereine und ungezählte Private aus allen Kreisen. Gelegentliche Spenden kamen etwa von der Gerichtskasse aus Zeugen- oder Sühnegeldern, aus Sammlungen in Schulklassen, aus dem Gewinnanteil eines Reklameverkaufs für ein neues Haarwasser. Die Beiträge durften auch bescheiden sein, sie wurden trotzdem öffentlich und namentlich verdankt. Auch Naturalgaben wurden bei den Kommissionsmitgliedern abgegeben, hie und da mit dem Vermerk «ungenannt» nicht eben die brauchbarsten Dinge wie Reisenecessaires, Reiseplacids und Handtaschen. Mit den reichlich fliessenden Geldern kamen immer mehr Kinder in den Genuss von Ferien. Aber es konnten längst nicht alle Anmeldungen berücksichtigt werden. So begann man 1882, den Daheimgebliebenen eine Feriengabe zu stiften: sie durften täglich auf einem Bauernhof am Rande der Stadt einen Schoppen Milch trinken gehen und dazu ein Halbbatzenbrötli verzehren. Zehn Jahre lang tranken etwa 1000 Kinder pro

Sommer ihre Milch auf der Luftmatt, in den Holeeletten, an der Mittleren Strasse, der Horburgstrasse und im Vogelsang. 1896 ging die Milchverteilung über an die Pestalozzi-Gesellschaft. Sie befasste sich später dann auch mit der Beschaffung der Kleider für die Koloniekinder.

Errichtung einer Stiftung

Nach 25jährigem Bestehen der Ferienkolonien wurde mit einem Vermögen von 56 086.25 Franken die «Stiftung Ferienversorgung armer und erholungsbedürftiger Schulkinder» errichtet. 1900 waren es 540, 1918 1132 Kinder, welche an 18, einmal an 27 Kolonieorten Aufnahme fanden. Die Ferien dauerten 18 Tage; jeder Kolonieort war pro Sommer zweimal belegt. Von 1923 an wurden auch fünfwöchige Kolonien für besonders gefährdete Kinder organisiert, während der Kriegsjahre führte man ferner Herbstkolonien durch. Die Spenden und die Zinsen aus dem Vermögen vermochten den Bedarf für die Kostgelder nicht mehr zu decken. Das hatte zur Folge, dass das Stiftungsvermögen schwand. Im 42. Jahresbericht taucht zum ersten Mal die bange Frage auf, ob das Werk weitergeführt werden könne. Seit 1918 erhielt die Stiftung einen Beitrag des Bundes aus der Volksschulsubvention, von 1921 an auf Grund eines Grossratsbeschlusses eine staatliche Subvention. Zwei staatliche Delegierte nahmen Einsitz in die Stiftungskommission. Trotz der staatlichen Hilfe schrumpfte das Vermögen weiter zusammen, so dass das Erziehungsdepartement Bedenken anmeldete. Auf Grund dieser Mahnung entschloss sich die Kommission schweren Herzens, den Grundsatz, die Kinder gratis in die Ferien gehen zu lassen, aufzugeben, und von den Eltern zunächst freiwillige Beiträge zu verlangen. Auch dies half

nicht viel. Der 51. Jahresbericht schlug traurige Töne an. Das Vermögen betrug noch 1030.27 Franken. Zaghaft wurde um eine Gabe «etwa 50 mal 10 Cts. oder 5 mal 1 Fr. oder 50 mal die Summe, die unsere Bescheidenheit nur zu denken, aber nicht auszusprechen wagt» gebeten. Angstvoll wurde das «Gespenst der Verstaatlichung» heraufbeschworen. Zäh wurde der private Charakter des Werkes verteidigt. Das Schönste an dem Werk seien die Freiwilligkeit und die Anteilnahme der Bevölkerung an der Jugend. Das staatliche Geld sei kalt und unpersönlich, das freiwillige Spenden aber komme aus dem lebendigen Herzen.

Staatliche Einflussnahme

Die Furcht der Kommission war nicht unbegründet. Im Schulfürsorgeamt sassen fähige Beamte, welche Sozialarbeit als Beruf ausübten. Die Mitglieder der Kommission waren alle ehrenamtlich tätig. Die Stiftung war politisch und konfessionell neutral, die Staatsbeamten waren Politiker. So klafften die Vorstellungen über Zweck und Ziel der Kolonien und über die Arbeitsweise auseinander. Das Schulfürsorgeamt wollte keine Wohltätigkeit üben, die Stiftung bestand darauf, wohlthätig zu bleiben. Das Schulfürsorgeamt zweifelte die Auslese der Kinder an: sie sei zu medizinisch. Nicht nur Fürsorge für schon Geschädigte, sondern auch Vorsorge zur Vermeidung von Fürsorgebedürftigkeit müsse die Auslese bestimmen. Auch die Dauer der Stiftungskolonien wurde kritisiert. Zweieinhalb Wochen seien zu kurz, fünf Wochen viel zu lang. Es kam schliesslich zu einem Kompromiss: ein Arbeitsausschuss, in welchem staatliche Delegierte vertreten waren, versuchte, die Arbeitsteilung möglichst klar zu regeln. Die Zusammenarbeit geriet mehr oder weniger glücklich. Die

Stiftung blieb empfindlich gegenüber dem Staat, die staatlichen Funktionäre ritzten in gutgemeintem fürsorgerischem oder organisatorischem Streben gelegentlich die Kompetenzen ihrer Mitarbeiter bei der Stiftung. Trotz dieser Hindernisse spielt die Zusammenarbeit noch heute. Sie zeigt sich vor allem im gemeinsamen Lagerkalender. Der Einfluss des Staates setzte sich durch. Die Kolonien wurden von 1933 an auf vier Wochen verlängert. Den Eltern wurde ein Beitrag verrechnet, welcher ihrem Einkommen entsprach. Diese Regelung gilt noch heute, wobei aber kein Kind auf seine Ferien verzichten muss, wenn es den Eltern nicht möglich ist, den für sie errechneten Betrag zu bezahlen. Kränkliche Kinder wurden in separaten Kolonien untergebracht. 1942 wurde das Wörtlein «arm» aus dem Namen der Stiftung gestrichen. Aber auch «erholungsbedürftig» und «versorgen» sind Ausdrücke, welche die moderne Sozialarbeit meidet, so dass die Stiftung sich der Mode anschloss und sich von 1967 an Basler Stiftung für Ferienkolonien nannte. Heute dürfen Kinder aller Schichten in den Kolonien der Stiftung mitmachen. 1947 und 1948 hat die Stiftung ihre Kolonien für Kinder aus Rückwandererlagern geöffnet, 1978 Invalide zusammen mit Gesunden betreut.

Zweckmässige Ernährung

Von Anbeginn bis in die Mitte der fünfziger Jahre wurden die Kolonien im Baselbiet, dem nahen Aargau und dem Solothurner Jura durchgeführt. Im Gegensatz zu anderen Ferienwerken hatten die Basler nicht ein eigenes, riesiges Ferienhaus gebaut, wo der Betrieb ein wenig kasernenmässig vor sich ging, sondern die Kinder auf Bauernhöfen in oder ausserhalb eines Dorfes untergebracht. Die Ferienkolonien wurden für die Gastge-



meinden eine feste und gern gesehene Institution und es bahnten sich zwischen Stadt und Land gute, dauerhafte Freundschaften an. Die Koloniewirte und ihre Frauen gaben sich Mühe, den Kindern den Aufenthalt schön und erlebnisreich zu gestalten. Der Bauer holte die kleinen Gäste und ihre oft in Kartonschachteln oder Packpapier verschnürten Habseligkeiten mit Ross und Wagen an der Bahnstation ab; er wog sie bei Ankunft und Abreise auf der grossen Kartoffelwaage; er nahm sie mit aufs Feld zu freiwilliger Mithilfe; er stellte die Leiter sicher in den Kirschbaum, damit sich die Stadtkinder

Der Schlief bei Arboldswil, der einzige Hof im Baselbiet, der heute noch Kolonien beherbergt

ihr Bäuchlein mit süssen, schwarzen Kirschen füllen konnten; oder er zog die Leiter auch einmal weg, wenn die Koloniemutter zuoberst im Baum sass und schmauste, und weidete sich an ihrem Schrecken. Die Bäuerin stand am Herd und sorgte für das leibliche Wohl ihrer jungen und alten Gäste. Im Hinblick auf die Kolonien pflanzte sie den Garten mit vielerlei Gemüse an: die frischen, süssen Erbsen mundeten köstlich. Auf die Ernährung wurde grösster Wert ge-

legt. Der Speisezettel war vorgeschrieben. Täglich musste einmal Fleisch mit Gemüse gereicht werden, zu jedem Frühstück und Nachtessen gab es abgekochte Vollmilch und Brot, um vier Uhr eine zünftige Schnitte mit Konfitüre oder mit Butter und Zucker. Wie heute, so assen auch vor 100 und 50 Jahren nicht alle Kinder diese Kost gerne. Sie vermissten etwa den Kaffee, Knaben vermissten Wein und Bier. Sie traten in den Hungerstreik, wenn Habermus auf den Tisch kam. Oder der Magen ertrug die fette Milch nicht. Dazu wird einmal lakonisch festgestellt: «Hunger ist der beste Koch, er lehrt das Vertragen». Kaltes Wasser während der Mahlzeit zu trinken war verboten: heiss und kalt im Wechsel verwüstete die Zähne. Dies war die einzige Zahnpflegemassnahme! Eine Zahnbürste stand anfangs überhaupt nicht auf der Liste der mitzubringenden Effekten, 1921 war sie «allfällig» mitzubringen. Die Kinder durften essen soviel sie wollten. Gier und Essrenommiererei waren aber nicht geduldet. Bis nach dem Zweiten Weltkrieg assen die Leiter nicht zusammen mit den Kindern. Heute ist dies verpönt. Aber die Regelung hatte auch ihren Sinn. Die Kolonieleitern konnten die Kinder während der Mahlzeit aufmuntern, zurückdämmen, ihre Essgewohnheiten und Essmanieren beobachten. Das war wichtig, denn das Gewicht der Kinder wurde sorgfältig überwacht. Da die Leiter anfänglich nicht honoriert waren, sondern als Aufmunterung lediglich täglich ein Schöpplein Wein zugute hatten, war es verständlich, dass sie dieses nicht am Kindertisch geniessen wollten. Der saure Baselbieter Wein schmeckte zu Griessbrei und Kirschenmus nicht eben gut, darum stellte die Bäuerin den Leitern hie und da einen Extrahappen auf den Tisch. Niemand hat solches damals als soziale Ungerechtigkeit empfunden.

Unterkunft und Lebensweise

Die Unterkünfte der Kinder waren zunächst recht primitiv. Die Buben schliefen auf Strohsäcken, die Mädchen wenn möglich auf Matratzen. Die Wolldecken stammten aus dem Zeughaus. Alle wuschen sich am Brunnen im Hof und badeten im Bach. Als die Koloniewirte damit rechnen konnten, Jahr für Jahr Kinder zugeteilt zu erhalten, verbesserten sie die Einrichtungen. Als Lager dienten nun Holzgestelle, in der Koloniesprache «Eierkisten» genannt, mit Spreuersäcken als Einlage. Jetzt konnte man unter den Betten beim Wecken am Morgen Seelein entdecken und, wenn man in den Schlafsaal trat, etwa von einem Chor empfangen werden: «Der Mygger, o Herjeeminee, hett anderem Bett en Eglisee». Waschräume mit Trögen und Toilettenanlagen mit Spülung wurden eingerichtet, wobei freilich die sanitarischen Einrichtungen nicht immer ideal waren, es roch oft nicht besonders gut aus der Jauchegrube. In der Halbzeit der Kolonie bereitete die Bäuerin im Waschkessel auf dem Hof heisses Wasser zu, und die Kinder wurden geschrubbt, so dass sie rot anliefen und nach Kernseife dufteten.

Für die Stadtkinder war das Leben auf dem Land anregend. Sie lernten eine neue Lebensweise kennen. Sie erlebten, wie wichtig Sonne und Regen, wie schrecklich Blitz und Hagel sind. Sie kamen in Berührung mit Tieren und hängten ihr Herz an ein herziges Büsi, an einen treuen Hund, an ein drolliges Füllen. Sie sahen die Kirschen reifen und das Korn wachsen, und wenn sie dann Ähren lasen, diese in die Mühle trugen und der Mutter ein Säcklein Mehl heimbrachten, so wussten sie, woher das Brot kam. Sie erfuhren viel Freundliches von vielen Menschen: Badegäste in Eptingen oder Rickenbach stif-



teten der Kolonie ein Zvieri oder ein Bettmümpfeli, Ärzte behandelten Kranke gratis, Basler Familien luden sie auf ihren Sommersitz ein zu Obst und Kuchen oder führten ihnen Schattenspiele vor.

Neue Kolonieorte

Wohl erwiesen die Koloniewirte den Kindern «Liebe und Aufmerksamkeit, die weit über den Kontrakt gingen». Einzelne Höfe waren der Stiftung 80 Jahre lang treu. Aber in den Wohlstandsjahren nach dem Zweiten Weltkrieg genügten die Kolonieorte den An-

Das Schulhaus in Alvaneu, welches im Sommer in ein geräumiges Koloniehaus umgewandelt wird

forderungen der Hygiene und der Bequemlichkeit nicht mehr. Das Leben auf den Bauernhöfen war zudem komplizierter geworden, die vielen Maschinen gefährlich, der Zutritt zu den Ställen wegen der Maul- und Klauenseuche verboten und die Spielplätze für Sport und Fussball ungeeignet. Auch konnte man nun reisen und strebte in die weite Welt. So verlegte die Stiftung ihre Kolonien in voralpine und alpine Gegenden, mietete sich teilweise auf lange, teilweise auf

kurze Dauer in Schulhäusern und fremden Koloniehäusern ein und verkürzte der besseren Ausnutzung wegen die Koloniezeit auf drei Wochen. Für die Verpflegung sorgen heute Leiter und Köchinnen. Ihnen bereitet es unter Umständen Kopfzerbrechen, wenn sie sich frischen Salat und Obst beschaffen müssen.

In den neuen Gastbergemeinden, welche nun auch schon 20 Jahre lang Basler Kolonien beherbergten, sind die Kinder ebenfalls heimisch geworden. So veranstalteten Buben und Mädchen einen Bazar zu Gunsten des durchlöcherten Kirchendaches von Alvanu. Sie bastelten Plakate, Ballen- und Büchsenstände, Stoffpuppen, buken Rüblitorten, rösteten Popkorn, führten Volkstänze auf und nahmen 480 Franken ein, welche sie dem Herrn Pfarrer stolz überreichen konnten.

Um die Kolonie attraktiver zu gestalten, stellt man sie unter bestimmte Themen: Halbzeltkolonie, Wandern, Segeln, Basteln von Schmuck, Kochen und Backen, Hüttenbau, Wasserstau, Herstellen von Wasserrädern oder Segelflugzeugen.

Mitarbeitersuche

Bis zum Ersten Weltkrieg fand die Stiftung genügend Lehrer und Lehrerinnen als Kolonieleitern. Viele Leiter verbrachten 25 und 30 Jahre lang ihre Ferien auf oft demselben Hof und betrachteten die Kolonien gleichzeitig auch als willkommene Familienferien. Die Leiter waren nicht ganz frei im Führen ihrer Schar, denn die Ordnung in der Kolonie war reglementiert. Inspektoren wachten darüber, dass die Ordnung eingehalten wurde. Als der wohlthätige Charakter der Kolonien immer mehr verloren ging, wurde es schwierig, geeignete Leiter zu finden, obwohl die Leistung jetzt, wenn auch bescheiden, hono-



Die Segelschiffe werden bereitgestellt zur Ausfahrt auf den Bodensee

riert wurde. Die Stiftung war gezwungen, sich ausserhalb des Lehrerstandes um neue Mitarbeiter umzusehen. Durch Aufrufe von der Kanzel und Inserate fanden sich kinderliebende Frauen und Männer aus verschiedenen Berufen, welche ihre Ferien für die Betreuung der Kinder hingeben. Viele tun es nun auch schon zehn Jahre lang. Die Verantwortung lastet nicht mehr wie früher nur auf zwei Leitern. In der heutigen Regie- und Themenkolonie teilen sich drei bis vier Leiter

und eine bis zwei Köchinnen in die Betreuung von etwa 30 Kindern. Es ist trotzdem keine leichte Sache! «Wie sie schreien, streiten, fluchen, schimpfen, wie sie mich ärgern und müde machen. So ist das. Am 20. Tag der Kolonie war ich ganz sicher: nie wieder! Und heute bin ich schon wieder daran, Pläne zu schmieden. So ist das Leben. Gottseidank.» Ja, Gottseidank für die Stiftung, dass sie immer wieder Mitarbeiter findet, welche den Einsatz wagen. Denn es braucht Nerven. Und Vorbereitung, und Ideen.

Die heutigen Kinder sind sehr anspruchsvoll. Und als «artig» würde man sie heute kaum mehr bezeichnen. 1890 dankte ein Knabe seinem Leiter für die Ferien in folgenden Worten: «Ja, ich glaube dieselben (frohen Stunden) mein ganzes Leben nie vergessen zu können. Deshalb bringe ich Ihnen meinen herzlichen Dank für alle Freude und Sorge, die Sie mir erwiesen haben. Ich will mich bemühen, Herr Lehrer, durch Fleiss und Aufmerksamkeit auch Ihnen eine Freude zu bereiten ...» Heute tönt es wesentlich respektloser: «Man könnte die Leiter ärgern, den gantzen Tag nur essen und Faulenzen und Ärgern».

Durch all die Jahre hindurch spürt man bei den Kolonieeltern einen gesunden Glauben an das Kind. Auch wenn Hosen und Röcke blöd, die Reinlichkeit bedenklich, die Erziehung mangelhaft und die Manieren ungeschliffen sind, finden sie bei jedem Kind einen guten Kern. Jedes Kind hat Freude an der Natur, am Singen und Scherzen, besitzt eine bunte Phantasie und die Fähigkeit zu schöpferischem Gestalten. Man muss das alles in ihm nur zu wecken wissen.

Kinderglück

Die 100 Jahresberichte zeugen von sehr viel Kinderglück und Fröhlichkeit. Immer wieder

finden sich dieselben Themen: der Erste August mit einem riesigen Feuer aus selber zusammengetragenem Holz, der Nachtausflug auf Passwang oder Belchen mit Sonnenaufgang und Alpenaussicht, Theateraufführungen, Beeren sammeln, Geschichten erzählen, singen. Früher waren die Spiele der Mädchen und der Buben deutlich verschieden. Die Mädchen führten Singspiele und Reigen auf, spielten mit ihren Puppen «Müeterlis» und strickten Strümpfe für die Mutter. Die Buben veranstalteten Olympiaden und Wettkämpfe mit der Dorfjugend, stauten Bäche und spielten «Ritterlis». Seit Einführung der Koedukation begeistern sich Buben und Mädchen miteinander am Postenlauf, Nummernspiel und Lagerfeuer. Beide wünschen: «Ich möchte in Mängen Hütten übernachten, Fölkstanzen üben und nacher auführen.» In ihren Urteilen über die Ferien in der Kolonie stimmen die Kinder von anno dazumal mit den heutigen überein: «Da ich es nur noch 4 Tage gut habe, will ich es noch recht geniessen», und: «In dem Ferienlager ist es sehr schön, es gäfällt mir jeden Tag besser.»

100 Jahre freiwillige Kinderbetreuung. Erfüllt die Stiftung noch ihren Zweck? Im Laufe der Zeit ist die Frage oft gestellt und jedesmal bejaht worden. Das was die Gründer der Ferienkolonien sich gewünscht haben, dass das Werk von vielen Menschen getragen werde, gilt noch heute. Es kommen ihm immer wieder grosse Legate und Spenden zu. 1979 heisst das Jahr des Kindes. Wir alle werden aufgerufen, dem Kind mehr Lebensraum und damit bessere Entfaltungsmöglichkeiten zu schaffen. Die Basler Stiftung Ferienkolonien leistet einen Beitrag zu diesem Ziel. Sie ist bereit, auch neue Aufgaben zu übernehmen. Für ihren Einsatz danken ihr die glücklichen Augen ihrer Ferienkinder.